

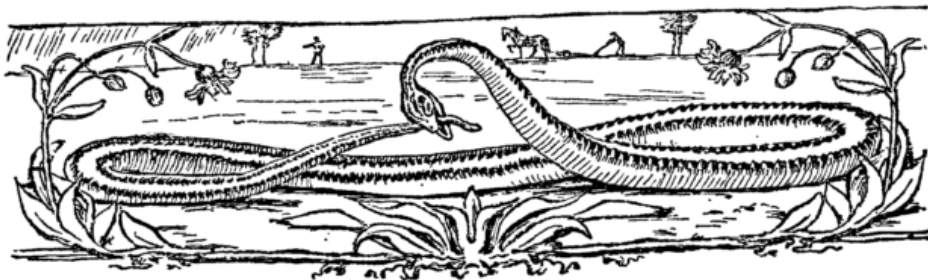
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Der Ring des Frangipani

Thode, Henry

Frankfurt am Main, 1895

VII. Capitel. Getäuschte Hoffnungen



VII. Capitel.

Getäuschte Hoffnungen.



O träger Zeiten
Zögernde Länge!

TRISTAN UND ISOLDE.

DREI Monate waren vergangen, seitdem Graf Christoph dem Kaiser und den Seinigen in der Heimath voll Hoffnung und Vertrauen auf eine baldige Befreiung sich und seine Sache empfohlen. Ungehört schien der Ruf verhallt. Der Plan eines Friedensabschlusses und einer Conföderation der Fürsten gegen die Türken war gescheitert. Noch immer blieb die Frage des Besitzes von Verona und Vicenza unentschieden, alle Verhandlungen zwischen Venedig und Maximilian hatten keinen Erfolg, und der Gefangene musste glauben, dass sein kaiserlicher Herr ihn ganz vergessen. Da gelangte am 18. November die Kunde zu ihm in seine Haft, dass ein Bote von seinem Schwager Matthäus Lang eingetroffen sei. Je lebhafter die hierdurch erregte Freude und Erwartung war, desto bitterer aber sollte die Enttäuschung sein. »Besagter Bote, der ohne freies Geleit aus Deutschland gekommen, um den Grafen Frangipani zu sprechen, wurde vor das Collegio der Signoria gerufen und heftig getadelt; und wäre es nicht der Liebe wegen, die wir für seinen Herrn, den Cardinal von Gurk, hegen, so hätte er die Strafe für sein Vergehen büßen müssen. Und er ward sogleich, ohne dass er irgend Jemanden sprechen durfte, wieder fortgeschickt.«

Dies war der Weg nicht, auf welchem dem Grafen eine Hülfe gebracht werden konnte; Versuche, heimlich sich demselben zu nähern, konnte nur Einer unternehmen, welcher von der Strenge und Allwissenheit venezianischer Obrigkeit keinen Begriff hatte. Einzig durch öffentliche Unterhandlungen zu Gunsten Christoph's hätte der Kaiser die Auslieferung seines Getreuen zu bewirken vermocht — und dieselben blieben aus!

Als im Laufe des Dezembers die Freilassung der deutschen Gefangenen durch Bartolommeo d'Alviano, welcher einen Austausch mit gefangenen Venezianern plante, betrieben wurde, — eine Bestrebung, die zu grosser Empörung Alviano's selbst im Mai des folgenden Jahres ihr Ziel nicht erreichte — waren der Frangipani und Rizzan, die man als unschätzbare Geiseln betrachtete, von vornherein ausgeschlossen.

In immer grösserer Ferne verloren die Hoffnungen sich! Sein Kaiser, sein mächtiger Schwager liessen ihn im Stich, sein Vater war nicht stark genug, ihm zu helfen. Wo waren alle Freunde geblieben, von deren Thätigkeit er ein Eingreifen erwartet? Da meinte es ja selbst der Vorsteher der Gefängnisse, der edle Zuan Antonio Dandolo, der wenigstens Worte freundschaftlichen Trostes für ihn hatte und es nicht an sorgender Bemühung für sein Wohlergehen fehlen liess, besser mit ihm! Von allen vergessen — von Allen, nur von Einer nicht! In den letzten Tagen des Februar 1515 kam Dandolo zu dem Bekümmerten und erzählte ihm von einem Schreiben in lateinischer Sprache, welches er von der Gräfin Apollonia erhalten, ja theilte vielleicht Jenem die Worte dieses Briefes selbst mit, der, wie folgt, lautet.

»Dem erlauchten und edelmüthigen Herrn Johannes Antonius Dandolo, Venezianischem Patrizier, Proveditore der Torresella, meinem Herrn und ehrwürdigsten Freunde zu Venedig.«

»Erlauchter und grossmüthiger Herr Proveditore und ehrwürdiger Freund, lasst mich Euch empfohlen sein. Nicht geringen Trost haben wir aus dem Schreiben Eurer Erlaucht vom 4. Januar erhalten, in welchem Ihr uns erstlich von der Liebe, in welcher unser hochedler Herr und Gemahl gegen uns verharret, und dann von der Huld und Güte des erhabenen Senates, endlich von Euren Bemühungen und Wohlwollen für denselben, welche Ihr zuvorkommend ausdrückt, Kunde giebt. Denn dies gewährt uns die wirksame Hoffnung, dass dieser hochedle Herr, unser geliebtester Gemahl, mit Güte und Menschlichkeit behandelt werde: das Andere aber hat, obgleich es uns ja nicht zweifelhaft ist, unser von Trauer gar sehr ermüdetes und von Verlangen nach dem geliebtesten Gemahl niedergeschlagenes Gemüth ein wenig erfrischt. So schulden

und tragen wir Euerer Erlaucht unsterbliche Dankbarkeit sowohl dafür, dass Ihr uns zu schreiben und zu trösten uns gewürdigt habt, als auch dass Ihr in dieser beschwerlichsten Zeit keinerlei Dienst dem erwähnten hochedlen Herrn, unserem geliebtesten Gemahl, gegenüber versäumt. Lieber bezeugte ich Euch diese Dankbarkeit durch die That, liessen es die Wirren und Unbill dieser Zeit zu. Eines aber noch bleibt uns, was unser Gemüth häufig ängstigt und beunruhigt: das Verlangen und Streben, jenen hochedlen Herrn, unsern theuersten Gemahl, zu besuchen und zu sehen. Aus welchem Grunde wir schon längst nicht nachlassen, uns um das erhabene Collegium der Häupter und Räthe der Zehn in Euerer Stadt zu bemühen und zu erflehen, dass sie uns die Erlaubniss, mit unserer Dienerschaft und unserer Habe zu kommen und gehen, gewähren. Noch immer, obgleich das Erlauchte Collegium bisher dieselbe verzögert hat, hegen wir Hoffnung sonder Zweifel, unsere Bitte von ihnen erfüllt zu sehen; denn nicht entgeht uns, was auch Euere Erlaucht in Ihren Briefen bezeugt, welch' wahrhaft venezianische Milde und Gerechtigkeit Euer Erlauchtester Senat besitzt, so dass wir hoffen, er werde lieber diese, als Strenge gegen mich, eine verwitwete Frau, walten lassen. O leih mir, ich beschwöre Euere Erlaucht, in Euerem sonderlichen uns bewiesenen Wohlwollen Euere väterliche Hülfe, dies zu erreichen, dass es mir vergönnt werde, endlich die Gegenwart des so oft ersehnten Gatten zu geniessen und damit das so geängstigte und zerschlagene Gemüth zu erquicken. Sollte aber vielleicht den erhabenen Häuptern und Räthen des Rathes der Zehn allzu gewagt und bedenklich erscheinen, unser Gesuch unter den vorausgeschickten Bedingungen zu gewähren, da sie unser freies Kommen und Gehen für verdächtig halten und befürchten, wir möchten hierbei auf etwas Schlimmes sinnen, so möchten sie doch, auf dass ich nicht länger den geliebtesten Gemahl entbehren muss, zugestehen und erlauben, dass ich allein, nur mit einigen für meinen Dienst unbedingt nothwendigen Jungfrauen, zu dem erlauchtesten Herrn, meinem theuersten Gemahl, nach Venedig komme, bei ihm wohne und in demselben Gefängniss und unter der gleichen Bewachung mit ihm in Haft gehalten werde. Wenn aber unser erlauchter Gemahl uns fortgehen heisst, sei es mir gestattet, mit genannten Jungfrauen und unserer Habe frei und sicher wieder in die Heimath zurückzukehren. Dass sie uns dies nicht abschlagen werden, hoffen wir fest, denn sie werden doch keinen feindseligen Trug oder List von einer Frau erwarten, die mit freiem Willen sich in Gefangenschaft begiebt: denn von solchem Verlangen nach dem geliebtesten Gemahl sind wir gequält, dass wir weder Gefängniss noch selbst

alles das Aeusserste mit ihm zu erdulden fürchten, können wir nur bei ihm sein! So sei denn Euere Erlaucht diesen unsern ehrlichen Bitten geneigt und betreibe in Ihrer sonderlichen menschlichen Theilnahme für uns bei dem erhabenen Rath der Zehn, Häuptern und Räthen, dass sie diesem unserm neuesten Gesuch willfahren. Wodurch Euere Herrlichkeit sich nicht allein unsere unendliche Dankbarkeit, sondern von dem Allmächtigsten, Höchsten Gott selbst, welcher die Ehe und das Beieinanderwohnen der Gatten eingesetzt und befohlen hat, dass der Mensch nicht scheiden soll, was Gott zusammengefügt hat, ewigen Lohn erwerben wird.«

»Es gehe Eurer Erlaucht lange glücklich und wohl und Dieselbe lasse sich den erlauchten Herrn, meinen geliebtesten Gemahl und mich bekümmerte Frau auf das Beste empfohlen sein.«

»Gehorsamste

Apollonia de Frangipanibus,
des Hochedlen

Grafen Christoph Gemahlin,
Gräfin von Segna, Veglia und Modrus.«

Kaum sollte man es für möglich halten, dass eine mit so ergreifenden Worten ausgesprochene Bitte wie diese keine Erfüllung gefunden, aber der Rath der Zehn fasste seine Beschlüsse nicht nach Gefühlswallungen, sondern mit kalt berechnendem Verstande. Alle Unterstützung, welche Zuan Antonio Dandolo mit warmem Eifer dem Antrage angedeihen lassen mochte, fruchtete nichts: es wird ihm erwidert worden sein, dass der Gräfin Absicht, die Gefangenschaft ihres Gemahls zu theilen, allen Gesetzen und Gebräuchen Venedig's entgegen und somit das Gesuch abzulehnen sei.

Die offizielle Antwort, welche am 21. März dem Boten der Gräfin ertheilt ward, zeigt die diplomatische Schlaueit, mit welcher man in Venedig Nein zu sagen verstand:

»Wir haben mit vielem Vergnügen Eure Person gesehen und gehört, was Ihr im Namen Eurer Herrin auseinandergesetzt habt. Und nachdem wir, und zwar im Geheimen vernommen, was sie Euch zu berichten aufgetragen und den Grund, warum es ihr gut schien, Euch kein Beglaubigungsschreiben zu geben, könnt Ihr zu ihr zurückkehren und ihr unsere Antwort wissen lassen, die so lautet: Ihr sollt Ihre Herrlichkeit vergewissern, wir seien sehr dankbar dafür, dass sie sich angeboten, einen guten Frieden zwischen der Kaiserlichen Majestät und unserem Staate herbeizuführen. Und wir wünschen, sie wisse — so sollt Ihr es ihr versichern — dass wir immer begierig gewesen sind, uns mit der Majestät auszu-

söhnen, da wir von Natur aus geneigt sind, Ihr sehr ergeben zu sein und in der gleichen Meinung verharren werden; und dass, sobald die Kaiserliche Majestät beabsichtige, Frieden zu schliessen und uns als seine Kinder zu betrachten, Sie uns so bereit finden wird, wie es mehr gar nicht der Fall sein kann. Inzwischen möge Eure Herrin auf jene Weise, die ihr gut dünkt, danach trachten, den Kaiser zu solchem Seiner Majestät würdigem Werk zu bewegen, und wir unsrerseits werden es nicht an Allem, was zuträglich ist, fehlen lassen. Und Ihr werdet ihr versichern, dass, falls sie in dieser Angelegenheit sich bemüht und sie zu gutem Ende führt, auch abgesehen davon, dass sie der Befreiung ihres erlauchten Gemahles ganz sicher sein kann, wir wünschen, dass sie es auch für gewiss halte, dass unser Staat sich ihr und den Ihrigen sehr erkenntlich zeigen wird. Was das freie Geleit anbetrifft, könnt Ihr ihr sagen, dass gemäss Eurer Worte aus oben angeführtem Grunde es viel entsprechender ist, wenn sie dort bleibt, was auch uns zusagt. Empfiehlt ihr das! Sonst haben wir Euch im Augenblick nichts Anderes mitzutheilen, doch sagen wir in Wahrheit, dass Ihr für Eure Bemühungen gute und reichliche Belohnung erhalten werdet.«

Die Vereitelung auch dieses Planes scheint den Grafen nunmehr bewogen zu haben, seinerseits, da ihm alle Aussichten auf Befreiung geraubt waren, einen verzweifelten Schritt zu wagen. Er beschloss einen Fluchtversuch. Eine kurze von Sanuto mitgetheilte Notiz vom 31. März 1515 lautet: »auf Beschluss des Erlauchtesten Rathes der Zehn wurde in Rialto öffentlich kundgegeben: Marco Remer, wohnhaft bei S. Zaccaria, angeklagt mit einem Antonio Gardelin, welcher Wächter an der Torresella war, sich eingelassen zu haben, einigen Gefangenen der Torresella, nämlich dem Grafen Christoph Frangipani, heimlich Briefe zuzustellen und zur Flucht zu verhelfen, wird aufgefordert, sich im Laufe von acht Tagen zu stellen und sich zu vertheidigen, widrigenfalls gegen ihn vorgegangen werden wird«.

Das Unternehmen war im Keime erstickt worden. Wenige Wochen später machte der einstige gefährlichste Gegner Frangipani's, der venezianische General Bartolommeo Alviano, eine erneute Anstrengung, die Freilassung der Deutschen zu bewirken. Die abschlägige Antwort der Signoria erbitterte ihn so, dass er »vor Wuth schnaubte und sich entehrt nannte«. Mit vieler Mühe gelang es, ihn zu beruhigen. Er versprach, seine Pflicht zu thun und die verlorenen Besitzungen des Staates zurückzuerobern, dann aber werde er den Dienst der Republik verlassen. Aus seinem eigenen Munde hörten am 9. Mai die Gefangenen, welche Mühe

er sich in ihrem Interesse gegeben. Er ermahnte sie, noch eine Weile frohen Muthes sich zu gedulden, indessen er selbst wieder in den Krieg ziehe.

Die gute Stimmung, die sein Besuch hinterlassen, sowie die Gedanken, welche er beim Frangipani angeregt, bringt ein merkwürdiges Schreiben zum Ausdruck, welches letzterer in vertraulichem Tone an den ihm freundlich gesinnten Dandolo richtet.

»Erlauchter Herr!«

»Ich Unterzeichneter sende Euch einen Traum, den ich in einer der vergangenen Nächte geträumt, um Euere Erlaucht lachen zu machen, da er gar bunt und vielsinnig ist; welcher Traum, wie ich glaube, durch die Abreise Seiner Excellenz des Herrn Bartolommeo veranlasst wurde, der fortging, ohne etwas Ferneres zu bewirken, indessen ich gehofft, dass Seine Herrlichkeit in der gegenwärtigen Lage etwas Gutes erreichen würde; und da ich sah, dass sein Weggang ohne weitere Wirkung blieb, blieb ich missgestimmt und in vielen Gedanken verloren zurück, von denen verfolgt ich wie ein halb Verzweifelter in einer der verflossenen Nächte mich schlafen legte. Und im Schlaf schien es mir, als wäre ich in fremden Gegenden, durch welche lange Zeit wandelnd es mir dünkte, an einen Ort zu kommen, wo ich eine Seele und auch einen Körper sah; als ich dies sah, blieb ich stehen und schaute jene voll Zweifel an. Als sie mich sah, frug mich die Seele, wer ich sei; ich antwortete ihr: »ich bin Christoph Frangepani«. Sie frug mich, was ich wolle, worauf ich erwiderte: »Dir dienen«. Weiter frug mich die Geweihteste, wesshalb ich an diesen gegenwärtigen Ort gekommen. Ich antwortete: »In Wahrheit, daran sind Schuld die Nothdurft, die Nothwendigkeit sammt gegenwärtigen, wie vorausgeschauten künftigen Gefahren«. In diesem Augenblick begann der Körper mich zu fragen, ob ich ihn erkenne; ich erwiderte, ihn gar wohl zu kennen, und nannte ihm die Erkennungszeichen: »Bist Du nicht jener Erlauchteste Körper, welcher weder mich noch die Meinigen in vergangener Zeit wollte? Bist Du nicht jener Erlauchteste Körper, welcher mich mehr leiden macht, als irgend ein Anderer? Mich, der ich an diesen Ort kam, von wechselndem Geschick geführt, das mir nicht verzeihen wollte!« Er antwortete mir, Alles diene zum Besten. Da bat ich ihn demüthig, mir den Grund anzusagen, denn wenn ich ihn vernommen, würde ich erheitert weniger Pein erdulden und um so mehr in zukünftigen herzlichen Diensten verpflichtet verharren. Keine Antwort mehr gab er mir, vielleicht aus Zorn über das von mir in vergangenen Zeiten Verschuldete oder wegen des gegenwärtigen Uebels, an dem besagter Körper litt. Als ich ihn so



Bartolommeo Alviano

nach einem Holzschnitt in Paolo Giovio's *Elogia illustrium virorum*.

zornig sah, schien es mir das Beste, stumm zu bleiben, nicht weil ich hartnäckig, sondern vielmehr weil ich wie verzweifelt war. Und wie ich so dastand, sah ich Viele über das Uebel, an dem besagter Erlauchtester Körper litt, disputiren. Beim Schlusse ihrer Disputation vernahm ich, dass sie die Schuld an dem grossen Uebel den Arzneien gaben, die in vergangenen Zeiten angewandt worden waren. Diese Arzneien, sagten sie untereinander, seien von den Gegenden unter Sonnenuntergang gebracht worden und hätten Alexandrinische und Julianische geheissen; auch Arzneien von jenseits der Berge, sagten sie, seien in Anwendung gebracht worden. Alle aber beschuldigten in ihrer Disputation solche Arzneien, Schuld an dem grossen Uebel und Krankheit zu sein, und behaupteten, die Arzneien seien nicht gut, sondern vergiftet gewesen, vielleicht auch hätten sie ihre Wirksamkeit auf dem langen Transport von jenseits der Berge hierher verloren. In Sonderheit jene, welche durch den König kamen, waren zu übler Kur geschickt, weil derselbe missgestaltet und ungesund war und so auch alle seine Nachfolger; und jene oben Erwähnten behaupteten in ihrer Disputation, diese seien Nachfolger des Grafen unter dem Zeichen des Drachens und des Stieres, und wegen dieser Zeichen könnten sie nicht gesund sein, und ebensowenig seien die Arzneien aus jenem Lande zu loben.«

»Alle diese oben erwähnten Namen schienen mir für die Heilung des Erlauchtesten Körpers zu genügen, denn ich dachte bei mir, dass der Körper aus vier Elementen, nämlich Luft, Feuer, Erde und Wasser bestünde, und der Umstand, dass die Elemente der Erde und des Wassers über die anderen beiden Elemente erhöht worden seien, schien mir die Ursache des Uebels zu sein. Oben genannte Arzneien waren angewendet worden, ohne gereinigt worden zu sein, und in Folge dessen beschleunigten sie die Krankheit und konnten sie doch nicht austossen, da sie einem so beschaffenen Uebel nicht entsprachen noch angepasst waren. Vielmehr liessen die Arzneien, weil sie nicht gereinigt waren, nachdem sie eingenommen worden, einen Rest zurück, welcher immer mehr das Uebel und den Schaden verstärkte, in Sonderheit, da ein Wind von p. isu d. s. p. herrschte.«

»Durch Hinzufügen einiger Levantinischen Arzneien zu jenen genannten, hatte man, so schien mir, es an Nichts fehlen lassen und Alles, was der Gesundheit genannten Herrn Körpers zuwider war, angewandt. Mir aber dünkte, dass derselbe irgend eine andere Arznei gebrauche, wie z. B. irgend einen angenehmen auflösenden Syrup, um jene früher eingenommenen giftigen Arzneien aufzulösen und abzuführen; dann aber geweihte

Arznei einzunehmen, welche alle Uebel mit wenigen und leichten Krämpfen ausstossen würde und Dank welcher die Seele mit dem Körper in ewiger Gesundheit, in glücklichem Leben und in grösserer Kraft denn je gedeihen werde, ohne irgend ein grösseres Uebel befürchten zu müssen, da Nichts für alle Zeiten weder der geweihtesten Seele noch auch dem Erlauchtesten Körper schaden könne. Gar begierig war ich, solche meine Meinung zu sagen, doch schien es mir vergeblich, sie auszusprechen, da sie nicht angenommen werden würde. Waren doch viele Aerzte da, welche zum grössten Theil mit mehr Leidenschaft als Vernunft Rath ertheilten; daher ich stumm blieb. Die Seele aber sprach zum Körper: »mein Körper, Sorge für Deine Gesundheit, so lange es Zeit ist und ich es will; sorgst Du nicht für mich, so werde ich genöthigt sein, von Dir zu scheiden; wenn ich aber scheide, so weisst Du, dass Du ohne mich nicht am Leben bleiben kannst«.

»Diese Worte dünkten mir so gross und gewichtig, dass sie mich erwachen machten«.

Der Sinn der Allegorie ist unschwer zu erfassen. Die Seele Venedig's: die Lebenskraft des Staates ist bedroht durch die Krankheiten, welchen der letztere anheimgefallen ist: die den Wohlstand der Republik bedrohenden Kriege. Unter den giftigen Arzneien sind die verhängnissvollen Bündnisse mit den Päpsten Alexander VI. und Julius II., mit Karl VIII. von Frankreich und dessen Nachfolgern, und endlich mit den Türken zu verstehen. Als einziges wahrhaft wirksames Mittel aber empfiehlt der Traumdeuter das Bündniss mit dem Kaiser und dem Papste. Offenbar war Frangipani von den politischen Ereignissen wohl unterrichtet. Da Maximilian zur Bedingung des Friedens die Herausgabe von Vicenza und Verona machte, welche Venedig auf keine Weise zugestehen wollte, hatte die Signoria im April des Jahres mit dem neuerwählten König von Frankreich, Franz I., einen Tractat geschlossen, der auch die Engländer dem Bunde zuführte. Auf der anderen Seite aber waren die Beziehungen zwischen dem Papst, dem Kaiser und Spanier innigere geworden. Man dürfte nicht irregehen, wenn man annimmt, dass Frangipani unter dem »amabile sirupo« die nachgiebige, dem Kaiser entgegenkommende Gesinnung verstanden wissen will, die dazu führen werde, Jenem den ja doch für Venedig unheilvollen Besitz der strittigen Städte Verona und Vicenza zuzugestehen. Hierauf aber sei ein Bündniss mit dem Papste — als »benedetta« medicina — abzuschliessen. Nur auf Grund der Aussöhnung mit Rom und Deutschland liessen sich neue, gesunde Verhältnisse für Venedig gestalten. Der Arzt, der seinen Rath der Signoria

anbot, hatte in sorgenvollen Nächten einsehen gelernt, dass das einzige Mittel, welches ihm selber helfen konnte, eine Wendung in der Politik war. Wie Recht er hiermit hatte, zeigte ein im September von ihm empfangenes Schreiben seines Schwagers, aus welchem er entnehmen durfte, dass die Schuld an der Dauer seiner Gefangenschaft nicht der Kaiser und der Cardinal von Gurk, welche Alles versuchten, ihn zu befreien, sondern die politischen Constellationen trugen. So lange der Krieg andauerte, musste Venedig seinen Gefangenen als höchst wichtige Persönlichkeit betrachten! Matthäus Lang schrieb am 26. Juli in lateinischer Sprache folgendermaassen:

»Dem erlauchtesten Herrn Christoph de Frangipanibus, Graf von Veglia, Segna und Modrus, unserem geliebtesten Verwandten.«

»Erlauchtester und edler Herr, geliebtester Schwager, Gruss zuvor! Wie sehr mich die lange Dauer Eurer Gefangenschaft peinigt und ich mit Euren so grossen Leiden von Herzen Mitleid empfinde, vermöchte ich nicht leicht zu sagen, da nicht allein meine persönliche Zuneigung und meine glühendste Liebe für Euere Herrlichkeit mich hierzu treibt, sondern auch alle die anderen Euch in Liebe ganz ergebenen Kaiserlichen heftig sich gedrängt fühlen, Euch ihr Mitleid darzubringen. Gleichwohl tröstet mich neben Anderem sehr dieser Umstand, dass auch die venezianische Regierung Euch die grösste Erleichterung und Entschädigung für Euere Leiden gewähren und zusichern muss, weil Ihr in gerechtester Sache für den billigsten Fürsten zur Vertheidigung des Vaterlandes und zum Heile des allgemeinen Besten als tapferster Krieger, so gut ihr nur konntet, kämpfend, durch Unbill des Schicksales mehr als durch die Tapferkeit des Feindes gebrochen, in Jener Macht gekommen seid und Ihr es seid, den das gemeinsame Vaterland betrauert, dem der allgütige Gott — fern sei der Zweifel! — sich huldreich erweisen wird, und an dessen Befreiung Fürsten und Volk gesamt in Aengsten arbeiten. Auch ich unter Jenen habe bisher es an keinem Eifer noch Mühe bei den Berathungen für Euere Befreiung fehlen lassen und werde auch in Zukunft kein Nachdenken noch Bemühung scheuen, vielmehr so weit nur die Kräfte des Geistes und die Mittel es gestatten und, als wäre es die Erlösung meiner Seele, für die ich arbeite, mich anstrengen, dass Euch zu Theil werde, was unser aller Verlangen sehnstüchtig erhofft. So lasst denn eingedenk Eurer alten Tapferkeit und Grossherzigkeit, die oft auch in schwereren Lagen Euch unbesiegt erhielt, jede Furcht fahren, hofft auf das Geschick, dauert aus für Euer Vaterland und die Freunde und vertraut vor Allem auf den allgütigen Gott, aber auch auf das Wirken

der Freunde, die Ihr noch nicht verloren habt! Mit Seiner Einwilligung und Jener Hülfe hoffe ich sonder Zweifel Euch aus diesem Unglück zu befreien. Lebt wohl und seid überzeugt, dass ich bin und immer bleiben werde nicht allein Euer eifriger und geliebtester Schwager, sondern auch Euer in jeder Schicksalslage beständigster Freund.«

Gegeben zu Wien, am 26. Juli, 1515.«

Mit eigener Hand hinzugefügt:

»Mein Herr Graf, seid guten Muthes, hofft auf Gott, die guten Freunde und die gerechte Sache. Denn ich werde mit allen Kräften auf das Glühendste und ohn' Unterlass für Euere Befreiung arbeiten und Euch die Dienste nicht nur eines guten Freundes, sondern auch des besten Verwandten widmen, wie Ihr ausführlicher aus den Briefen meiner Schwester, Eurer Gemahlin, erfahren werdet.«

»Datum wie oben.«

»Euer guter Schwager
Matthäus,
Cardinal von Gurk.«

Als Matthäus Lang diesen trostreichen Brief schrieb, befand er sich in höchst bedeutungsvollem Auftrage des Kaisers in Wien. Es galt, die seit einiger Zeit zwischen dem letzteren und König Wladislaus betriebenen Verhandlungen, welche die Erbnachfolge der Habsburger in Ungarn zum Ziele hatten, durch die Verehelichung des kleinen Sohnes des Königs von Ungarn, Ludwig's, mit der Enkelin Maximilian's, Maria, Tochter Philipp's von Castilien, zu glücklichem Abschluss zu bringen. So erfolgreich die diplomatische Kunst des Cardinals sich hierbei erwies, so wenig vermochte doch sein Eintreten für den Schwager beim Kaiser. Die allzu offene doppelseitige Politik, welche die Familie Frangipani seit alten Zeiten getrieben, trug in diesem Augenblicke böse Früchte. Maximilian wurde in Kenntniss davon gesetzt, dass Bernhard und Christoph heimlich danach trachteten, auf die Seite Venedig's zu treten — und dass dies nicht bloss Verleumdung ihrer Feinde war, beweist jener Brief, den Christoph noch im Jahre 1514 an seinen Vater geschrieben. Die Frangipani's selbst hatten es vereitelt, dass die Bitten des Matthäus Lang ein geneigtes Gehör beim Kaiser fanden. Nicht nur aber wurde die venezianische Regierung in keiner Weise zur Freigebung des Gefangenen gedrängt, vielmehr wurde sie im Geheimen durch den mächtigen Cardinal-Erzbischof Bakacs, welcher sich für eine von den Frangipani's seinem Schwager angethane Unbill

rächen wollte, dahin beeinflusst, auf keinen Fall den mächtigen Mann aus ihrer Gewalt zu entlassen.

Wie sehr die Aussichten für ihn verdunkelt waren, hat Graf Christoph vielleicht selbst nicht gewusst. Wohl aber lernte er bald einsehen, dass die drunten in der Sala del Consiglio des Palazzo ducale versammelten Senatoren Recht gehabt, seinen Träumen keine Berücksichtigung zu schenken. Venedig's energischer Verbündeter, König Franz I. von Frankreich, war in kühnen Märschen über die Pässe der Alpen gestiegen, und vielleicht in denselben Tagen, an denen der Frangipani seines Schwagers Zeilen neuen Trost entnahm, kamen die Jubelnachrichten von dem glänzenden Siege des Königs bei Marignano nach Venedig und wenige Tage später die Kunde von seinem Einzuge in Mailand. Die venezianische Armee zog erobernd durch die Lombardei, und schon sprach man siegesgewiss von der Wiederbesetzung Brescia's. Um die deutsche Sache stand es schlecht, — das erwies auch die freundschaftliche Zusammenkunft des Papstes mit dem König von Frankreich in Bologna, welche zur Folge hatte, dass der Einzige, welcher noch mit Energie für Maximilian im Norden Italiens kämpfte: Cardona, mit seinen Spaniern nach Neapel sich zurückzog.

Konnte es Christoph ein Trost sein, dass in die Freude der Stadt ein Schatten hineinfiel durch den plötzlichen Tod des Mannes, der an allem seinem Unglück Schuld war? Droben in der Torresella sassen der Frangipani und Rizzano und lauschten dem Klange der Glocken, welche Venedig zum Leichenbegängniß seines Feldherrn, des Bartolommeo Alviano, riefen. Dort am prachtvoll geschmückten Katafalk inmitten der glänzendsten Versammlung hielt Andrea Navagero, durch den Schwung hochtrabender lateinischer Rhetorik die Zuhörer zur Bewunderung mit sich fortreissend, die Leichenrede, in welcher er die Manen von Julius Caesar, Quintus Metellus, Appius Claudius und Augustus heraufbeschwor, ihrem ruhmreichen Rivalen Ehre zu erweisen. In den langen Reihen der Thaten zogen Alviano's Siege im Friaul, vor Allem bei Osopo, in prunkenden Bildern vor den Augen der Trauernden vorüber — wohl mehr und besser als der prahlerische Humanist hätten von diesen Ereignissen die beiden Gefangenen zu erzählen gewusst! Pordenone — Alviano hatte Rizzan's verzweifelte Gegenwehr gebrochen. Osopo — vor Alviano war der verwundete Frangipani gewichen. Gradisca — Alviano hatte das Netz geworfen, in dem Christoph gefangen wurde. Derselbe Alviano aber war es auch, der später als ein für ihre Befreiung bemühter Freund bei

ihnen im Gefängniss gewesen war. Die alte Feindschaft war vergessen, selbst dieser Tod brachte keinen Trost, keine Genugthuung, vielmehr nur trauerndes Sinnen und Gedenken. Von Neuem klangen die Glocken, die Feier auszuläuten, und die Menge strömte auf allen Gassen heim zu ihren täglichen Geschäften. Auch an den Loggien des Dogenpalastes sah man sie vorbeieilen. Einzelne blieben stehen und wiesen einander die Torresella: kam es den Vielbeschäftigten an diesem Tage ja wieder in Erinnerung, dass dort noch immer Alviano's einstiger Gegner gefangen gehalten werde. Ein kurzer Blick, ein flüchtiger Gedanke — und dann weiter: man hatte Besseres zu thun!

War Alviano zu beneiden? — Die Einsamen athmeten auf: besser ein halbes Leben, als keines! Der Augenblick der Erlösung musste ja kommen!

Und sie warteten von Tag zu Tag, von Woche auf Woche: das alte Jahr ging zur Rüste, das neue Jahr 1516 begann: Monat auf Monat verrann, und die Befreiung, über welche selbst der Bischof von Modrusa, der am 14. Mai seinen Bruder Christoph besuchte, nichts Tröstliches zu sagen wusste, blieb aus! Zu letztem Entscheidungskampf war Kaiser Maximilian selbst nach Italien gekommen und hatte von Trient aus seinen Weg auf Mailand zu genommen, aber die drohende Macht der Schweizer und Andrea Gritti's liess ihn an seinem mit unzureichenden Mitteln begonnenen Unternehmen verzweifeln. Er kehrte nach Deutschland zurück und löste sein Heer auf. Die Folge war, dass Brescia in die Hände Venedig's zurückfiel und die französische Heeresmacht unter Lautrec mit den Venezianern Verona belagerte. Noch einmal zwar gelang es, diese Stadt, welche der eigentliche Apfel des Streites zwischen Maximilian und der Republik war, für Deutschland zu retten, aber der am 13. August zwischen Franz I. und dem Kaiser abgeschlossene Vertrag, der auch die Venezianer in sich schloss, stellte Venedig's Herrschaft in Verona und Vicenza wieder her. Der achtjährige Krieg, welcher die Macht der Signoria dem Untergange nahe brachte, hatte sein Ende erreicht. Aeusserlich genommen hatte Venedig, von Roveredo, Riva und einigen Plätzen im Friaul, welche dem Kaiser abgetreten wurden, abgesehen, seinen Besitz gewahrt, und man konnte es, siegreich aus dem furchtbarsten Streite mit allen Mächten Europa's hervorgegangen, als unüberwindlich preisen, — aber diese äusserste Anstrengung hatte alle seine Kräfte derartig erschöpft, dass es nie wieder in den vollen Besitz derselben gelangen, sondern fortan in zunehmender Ermattung seinem Ende entgegenzueilen sollte.

Der Waffenstillstand war zu Stande gekommen, aber kein kaiserlicher Bote nahte der Signoria, die Auslösung Frangipani's zu erbitten! Flüchtig war einmal am 13. September die Rede im Collegio davon, man solle Christoph mit einem gefangenen Venezianer, dem Doctor Antonio Surian, austauschen, aber der Gedanke wurde sogleich aufgegeben. Der Kaiser hatte die einzige günstige Gelegenheit des Friedensabschlusses unbenützt vorüber gehen lassen — kein Zweifel, er wollte die Gefangenschaft des Frangipani. Die letzte Hoffnung war dahin!

Die einst auf Befehl des Grafen grausam verstümmelten Bauern von Mozana waren gerächt! Wie böse Geister erschienen sie in eben jenen Tagen, da der Vertrag zwischen den Mächten zum Abschluss kam, in Venedig und zogen bettelnd von Haus zu Haus, durch ihren jammervollen Anblick und klagende Erzählung, die längst erloschene Erbitterung des Volkes gegen den croatischen Erbfeind zu neuer Gluth entflammend. Sind sie auch zum Palazzo ducale gekommen, um mit den erblindeten Augen die verhasste Gestalt hochoben an den Fenstern der Torresella zu suchen? Dann hat es wohl einen Augenblick gegeben, in dem Christoph Frangipani das Loos des Alviano doch beneidenswerth gefunden!



Von Neuem halte ich inne in der Arbeit, im sinnenden Verbinden aller der einzelnen Thatsachen, welche ich, die eine hier, die andere dort, im Laufe weniger Tage gefunden. Als ich zuerst jene Chronik von Pordenone aufschlug und in ihr den Namen: Christoph Frangipani las — wie weit entfernt war ich davon, zu ahnen, dass ich den Wandel und Wechsel eines an schweren Schicksalen reichen Menschenlebens miterleben solle, als erschaute ich Alles mit eigenen Augen! Ein Ring, der zufällig in meine Hände gelangt, hält mich in einen Zauberkreis gebannt. Die Gestalten aber, die er heraufbeschworen, haben mich seiner selbst vergessen machen — für einen Augenblick durchbreche ich den Bann, zur Wirklichkeit der Gegenwart zurückzukehren. An meinem Finger glänzt der goldenè Reif, ich sehe seine zierlich geschmückten Bänder kreisen! — Ein gütiges Geschick war es, das ihn benutzte, mich auf die Spur einer merkwürdigen historischen Begebenheit zu führen, und nun möchte die Phantasie ihn selbst hineinziehen in dieselbe, ihm eine Rolle in jenen ergreifenden Vorfällen zuweisen, bloss desshalb, weil durch seine Vermittlung Geist und Seele in Thätigkeit versetzt wurden! Bloss desshalb? Und die fieberhafte Erregung, die mich in athemloser Hast

vorwärts treibt, zu suchen und forschen, als wäre mir ein unbekanntes Ziel gesetzt, das ich erst erkennen werde, wenn ich es erreicht, als rief mich eine Pflicht, deren Erfüllung allein mir die innere Ruhe wiedergeben könne — ist diese Erregung auch nur ein Werk meiner Phantasie?

»Myt Wyllen dyn eygen« — in ewig gleichem Wandel umziehen die gothischen Lettern den Ring. Vier Worte, nicht mehr, nicht weniger — und doch, so oft ich sie lese, verwirren sich die Zeichen und bilden, in neue Formen übergehend und sich verbindend, ein einziges Wort, immer das gleiche: Apollonia!

